Zeitschrift: Neues Berner Taschenbuch
Herausgeber: Freunde vaterländischer Geschichte
Band: 5 (1899)

Artikel: Der Philosoph Herbart in Bern
Autor: Steck, R.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-127413

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Philosoph Herbart in Bern.

Von Prof. R. Steck.

Im vorigen Jahrhundert wurde die Bildung der bernischen Jugend der höheren Stände nur zum geringsten Teile durch die öffentlichen Unterrichtsanstalten vermittelt. Die Akademie war vorzüglich für die Theologen bestimmt und auf ihre Bedürfnisse zugeschnitten, erst spät dachte man daran, auch für die politische Laufbahn Vorsorge zu treffen durch die Gründung des historisch-politischen Institutes. Der Besuch deutscher Universitäten war zur Uebung geworden für diejenigen, die eine höhere Bildung sich erwerben wollten und nicht etwa dachten, mit dem Amte werde Gott auch den Verstand schon schenken. Auch für die ersten Bildungsjahre war der Besuch öffentlicher Schulen in den patrizischen Familien nicht die Regel. Die Bedienung der Landvogteien brachte den Aufenthalt auf dem Lande mit sich, und viele dieser Familien besaßen Landgüter, auf denen sie einen großen Teil des Jahres verweilten. Da war für den Unterricht der Jugend das Halten von Hauslehrern eine Notwendigkeit, da die Dorfschulen natürlich vollends nicht im Stande waren, höheren Anforderungen zu entsprechen. In früheren Zeiten nahm man bernische Candidaten zu Hauslehrern, und es ist im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert eine ständige Klage der

geistlichen Behörden, daß die Candidaten, statt in Bern im Kloster zu studieren, auf den Schlössern sitzen und Hauslehrerdienste thun. Mit der Zeit änderte sich das, und man nahm nun mit Vorliebe fremde Gelehrte zu diesen Stellen.

Im achtzehnten Jahrhundert kämpfen französische und deutsche Bildung um den Vorrang. Die französische hat im Anfang das Uebergewicht, wie denn schon der Besitz des Waadtlandes die bernischen patrizischen Familien zur Pflege des Französischen nötigte. Aber in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts gewinnt die deutsche Bildung gerade in den geistig angeregten Kreisen die Oberhand, und wir sehen nun eine Anzahl von hochbegabten jungen Deutschen in pädagogischer Beziehung zu hervorragenden bernischen Familien. So war Wieland[1]) 1759—60 Hauslehrer in der Familie des Landvogts Sinner von Interlaken gewesen, ein Verhältnis, das freilich nicht von langer Dauer war und keinem von beiden Teilen zur Befriedigung gereichte. Dann hielt sich Hegel in der nämlichen Stellung 1793—96 in der Familie Steiger von Tschugg auf, that sich aber dabei namentlich durch unverholene Sympathie mit der französischen Revolution hervor, durch deren drastische Aeußerung (Kopf ab! Kopf ab!) er die Kreise, in denen er verkehrte, nicht gerade angenehm berührt haben soll. Auch in Zürich pflegte man damals diese Verbindung mit Deutschland, wie

---

[1]) Siehe Hirzel, Wieland und Martin und Regula Künzli, 135, und den Vortrag, den Prof. F. W. v. Mülinen an der Jahresversammlung des historischen Vereins von Bern am 18. Juni 1899 über „Wieland's Aufenthalt in Bern" gehalten hat.

denn Fichte 1788 dort die Kinder des Besitzers des Gasthofs zum Schwert unterrichtete und in dieser Stadt auch seine Gattin fand.

Am nachhaltigsten gestaltete sich jedoch dieses Verhältnis zwischen dem Philosophen Herbart und der Familie des Landvogts Steiger von Interlaken. Fast volle drei Jahre, 1797—1800, verweilte der deutsche Philosoph in diesem Hause und nahm in demselben eine Vertrauensstellung ein, die weit über diejenige eines gewöhnlichen Hauslehrers hinausragte. Auch nach seinem Abgange blieb dieses Verhältnis bestehen, und namentlich mit einem seiner Zöglinge, Karl, gedieh es zu dauernder Freundschaft, die sich in einem regen Briefwechsel, der bis zum Jahre 1817 reicht, in liebenswürdigster Weise aussprach.

Es ist gewiß nicht ohne allgemeines Interesse, daß drei der hervorragendsten deutschen Philosophen, Hegel, Fichte und Herbart, ihre Anfangsjahre in der Schweiz zugebracht haben, und es ist für unser als unphilosophisch verschrieenes Bern bemerkenswert, daß zwei von ihnen, Hegel und Herbart, in Bern, und beide in Familien v. Steiger, Hauslehrer gewesen sind. Hegel, der moderne Heraklit, wie ihn Prof. Lazarus einmal nannte, der Vertreter des Werdens, und Herbart, der moderne Parmenides, der Philosoph des Seins, haben bald nach einander in unserm Lande gewirkt. Der Hegel'sche Idealismus und der Herbart'sche Realismus, der Hochflug des reinen Denkens und die mehr nüchterne, hauptsächlich auf mathematische Begründung der Psychologie und auf Pädagogik gerichtete Bearbeitung der Begriffe, sie haben beide ihre ersten Schritte auf unserm Boden versucht. Es wird darum nicht ohne Interesse sein, wenn

wir versuchen, von dem Aufenthalte Herbart's in Bern etwas nähere Kunde zu geben. Es stehen uns hiezu, neben einigem handschriftlichem Material, besonders die in den „Herbartischen Reliquien" von Prof. Dr. Ziller gedruckten zahlreichen Briefe zu Gebote, aus denen sich ein deutliches und anziehendes Bild der Wirksamkeit des Philosophen in Bern gewinnen läßt.[1])

1. Herbart's Berufung nach Bern.

Wie kam Herbart nach Bern? Die Antwort lautet sehr einfach: durch Bekanntschaft mit jungen Bernern, die mit ihm zugleich an der Universität Jena studierten.

Jena war im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts nächst Göttingen die von Bernern am meisten besuchte deutsche Universität, namentlich seitdem der Philosoph Johann Gottlieb Fichte dort lehrte.

---

[1]) Die „Herbartischen Reliquien" von Prof. Dr. Ziller erschienen 1871 und in zweiter, im Preise ermäßigter Ausgabe, 1884, in Leipzig. Sie enthalten u. A. den Briefwechsel Herbarts mit der Familie v. Steiger, der s. Z. durch Vermittlung von Prof. Lazarus in Bern zum Drucke befördert wurde. Die Originale bewahrt Hr. A. v. Steiger in Kirchdorf auf, wo ich sie einsehen durfte. Außerdem sind benutzt die neue Ausgabe der Werke Herbarts von Dr. Kehrbach, in deren 1. Bande auch die Erinnerungen an J. F. Herbart von Joh. Smidt, weiland Bürgermeister von Bremen, abgedruckt sind. Ferner die biographischen Mitteilungen von Hartenstein in der Vorrede zu den kleineren philosophischen Schriften Herbart's, Leipzig 1842, 1. Band. Das pädagogische Wirken Herbart's im Steigerschen Hause hat auf Grund der „Mitteilungen Herbart's an Hrn. v. Steiger" in dem Jahrbuch für wissenschaftliche Pädagogik, 2. Jahrgang 1870, Dix ausführlich dargestellt. Endlich enthält die Zeitschrift für exakte Philosophie 1861 eine Arbeit von Allihn über das Leben und die Schriften J. F. Herbarts.

Der männliche Charakter und die hinreißende Beredsamkeit des Verkündigers der neuen Wissenschaftslehre zog die Jugend mächtig an. Daneben waren die einzelnen Fächer auch tüchtig vertreten, Theologie durch Paulus, Rechtswissenschaft durch Hufeland, Altertumswissenschaft durch Schütz, Geschichte durch Woltmann; Göthe und Schiller standen der Universität nahe, und es war dort überhaupt das geistige Leben in jenem Jahrzehnt zur höchsten Blüte gediehen, sodaß Jena geradezu die geistige Führung in Deutschland besaß.

Es war im Herbst 1797, als zwei junge Berner sich aufmachten, ihre Studien in Jena zu vervollständigen und abzuschließen. Der eine war ein Jurist, Joh. Rud. Steck,[1]) der bereits einige Jahre auf der Staatskanzlei praktisch gearbeitet hatte und nun längeren Urlaub bekam, der andere eine Theologe, Joh. Rud. Em. Fischer[1]), der eben sein Kandidatenexamen bestanden hatte. Die beiden durch Freundschaft eng verbundenen Berner langten im Oktober in Jena an und fanden sich dort bald heimisch. Im folgenden Jahre kamen zwei weitere Freunde nach: Friedr. Albrecht May, der nachmalige Staatsschreiber, und Karl Otth, hernach Stadtbuchhalter. Außerdem waren noch mehrere Berner anwesend, so daß, wie Steck schreibt, einmal in einem Colleg Fichte's „fünf Außer-Standes-Senatoren (Steck, May, Otth, Ryhiner, Sinner) und der Theologus Fischer" nebeneinander saßen. Auch Abraham Schiferli von Thun erwarb sich damals in Jena die medizinische Doktorwürde. Weitere

---

[1]) Über die Personalien vgl. Berner Taschenbuch 1898, 3 f.

Namen studierender Schweizer nennt May (s. Berner Taschenbuch 1860, 210 Anm. 7). Mit dem gewöhnlichen Studentenleben machten die jungen Berner, die meistens schon reifer waren, wenig Bekanntschaft. Das rohe Burschentum, die Raufereien der Landsmannschaften, das Treiben der geheimen Ordensverbindungen, gegen das Fichte so nachdrücklich vorgieng, stießen sie eher ab. Dagegen wurden sie in Professorenkreise gezogen und hatten da manchen feineren Genuß in literarischen Zirkeln, in denen auch anmutige und geistreiche Frauen verkehrten, wie die Hofrätin Schütz, Aspasia genannt von ihren zahlreichen Verehrern — sie erschien gern in griechischem Gewande — und die Dichterin Sophie Mereau. [1]) Aus diesen Kreisen holte sich später Karl Otth, um dies gleich vorauszunehmen, seine Gattin, Lotte Wiedemann, die Schwester der Frau Professorin Hufeland, die ihm dann nach Bern folgte und dort 1845 gestorben ist. [2])

In Jena lernten nun Steck und Fischer, noch ehe May und Otth ankamen, zu Ende des Wintersemesters 1895/96 zwei norddeutsche Studierende kennen, einen Brandenburger, Namens Hülsen, und einen Dänen oder Schleswig-Holsteiner, Namens v. Berger. Beide waren schon literarisch hervorgetreten, und zwar im Sinne der neueren philosophischen Ideen. Hülsen hatte eine Preisfrage der Berliner Akademie der Wissenschaften über die Metaphysik Wolf's bearbeitet, v. Berger, der

---

[1]) So ist der bei Lauterburg, Albrecht May, Berner Taschenbuch 1860, 219 nicht ausgeschriebene Name M. zu lesen.

[2]) Über sie vgl. die Biographie von Carl Jahn (von Alb. Jahn), Bern 1898, S. 40 f.

später Professor der Philosophie in Kiel wurde, eine politische Flugschrift erlassen unter dem Titel „Die Angelegenheit des Tages", wegen deren er sein Vaterland meiden mußte. Durch diese beiden wurden die jungen Berner mit deren Freunden bekannt, die unter sich eine Gesellschaft gebildet hatten. Diese nannte sich der „Bund der freien Männer", oder auch einfacher „die literarische Gesellschaft". Zu ihr gehörten, zu verschiedenen Zeiten, noch v. Böhlendorf, ein Kurländer, die Hamburger Rist und Gries, der Bremer Smidt, später Bürgermeister seiner Vaterstadt, ferner Dr. Muhrbeck aus Greifswalde, der Livländer Bärnhoff, dann Floret, Breuning, Köppen, Raison, Reimers, Eschen und einige andere. [1])

Das hervorragendste Mitglied dieser Gesellschaft war aber Joh. Friedr. Herbart aus Oldenburg, geb. 4. Mai 1776, seit Sommer 1794 Student in Jena. Trotz seiner großen Jugend machte Herbart schon damals den Eindruck eines in sich gefestigten Charakters. Er war nach Jena gekommen, um die Rechte zu studieren, wie ihn denn sein Vater, der oldenburgischer Justizrat war, zum Rechtsgelehrten bestimmt hatte. Mit ihm kam seine Mutter, eine geistreiche, aber etwas exzentrische Frau, die es für nötig hielt, den Sohn, dessen Gesundheit von Zeit zu Zeit Störungen erlitt, nach Jena zu begleiten und ihm dort eine Häuslichkeit zu bieten. Zu überwachen brauchte sie übrigens den

[1]) Über diese viel besprochene Gesellschaft handelt am ausführlichsten G. Poehl, in den Lebenserinnerungen von J. G. Rist, Gotha 1888 I, 56 ff., ferner Smidt in der Kehrbach'schen Ausgabe von Herbart's Werken, 1. Band, XXIII. XXVI. und die Schrift: aus dem Leben von J. D. Gries, nach seinen eigenen und den Briefen seiner Zeitgenossen (von Elise Campe) 1855, 6 ff.

Sohn nicht, er hatte von selbst Abneigung vor allem rohen Wesen. Einmal, als er abends zu Hause neben der Mutter saß und der Lärm einer lauten Kneipgesellschaft zu ihm herüber drang, soll er plötzlich aufgesprungen sein mit dem Ausruf: Jesus, wie ist das möglich! Er war überhaupt seinen Jahren an Reife weit voraus. Sein Wechsel reichte bei seinem eingezogenen Leben nicht nur für seinen Unterhalt völlig aus, sondern er konnte auch noch etwas davon bei Seite und auf Zinsen legen für die Bedürfnisse künftiger Studienjahre, die er sich noch vorgenommen hatte, ein Fall, der bei Studenten gewiß nicht oft vorkommt. Dennoch war nichts philisterhaftes in seinem Wesen, seine Jugendfreunde sprachen vielmehr, wie Smidt bezeugt, später mit wahrem Entzücken von dem jugendlichen Herbart, der durch die Schönheit seiner sittlichen Gesinnung und den Ernst seines Strebens sie alle anzog. Der Rechtswissenschaft entsagte er übrigens bald, die Philosophie zog ihn immer stärker an, obwohl seine Mutter das ungern sah und ihm vorhielt: die Philosophie giebt kein Brot. Wissenschaftlich schloß er sich zunächst an Fichte an, fand aber gerade in der näheren Bekanntschaft mit dessen Philosophie den Anlaß, sein eigenes Gedankensystem auszubilden, das ihn immer mehr in die ganz entgegengesetzte Bahn führte.

Herbart bildete eine Zeit lang den geistigen Mittelpunkt der kleinen Gesellschaft, die sich den Bund der freien Männer nannte, nicht aus politischen Tendenzen, sondern weil sie sich von dem damaligen rohen Burschenwesen unberührt halten wollte und keinen aufnahm, der einer Landsmannschaft oder Ordensverbindung angehörte. Sie versammelte sich in der Regel

am Mittwoch abend in einem gemieteten Garten zum Vortrage von freien Abhandlungen oder von Gedichten mit nachfolgender wissenschaftlicher oder literarischer Diskussion. Fichte besuchte sie öfters und zog die Mitglieder auch sonst in seinen Umgang. Herbart ragte unter allen durch Geistesschärfe und philosophische Tiefe hervor und stand in allgemeinem Ansehen; man erkannte schon damals, daß aus ihm ein bedeutender Denker werden würde.

Doch dauerte das rege geistige Leben in dieser Gesellschaft nicht lange unvermindert fort; wie es zu gehen pflegt, sank auch sie von ihrer Höhe herab. Mehrere der besten Kräfte verließen die Universität, und der Nachwuchs blieb aus oder stand nicht auf der Höhe. Schon zu Anfang des Jahres 1797 heißt es in einem Briefe Steck's: „Die hiesige Gesellschaft vegetiert bloß noch, und hätten Fischer und Böhlendorf sich ihrer nicht so getreu angenommen, kaum wär' ihr auch dieser Rest von Dasein geblieben. Es fehlt an einem vorzüglichen Mann, der im Mittelpunkte steht." Im Frühjahr des nämlichen Jahres schieden dann die meisten der bisher so eng verbundenen Freunde von Jena. Aber nicht alle, um heimzukehren. Mehrere, unter ihnen auch Herbart, nahmen die Schweiz zum Wanderziele.

Wie das gekommen, erzählt Frau Herbart in origineller Weise in einem Briefe an Langreuter in Eutin, der in Ziller's Herbartischen Reliquien abgedruckt ist. Sie sagt da von ihrem Sohne: „Kurz nach Abgang seines letzten Briefes an Sie, kam er eines Abends, um mir den Besuch unseres gewöhnlichen freundschaftlichen Zirkels anzumelden. Nun sollte auf meinem Zimmer ausgemacht werden, wem von unserer Bekannt-

schaft man die Erziehung des wahrscheinlich künftigen Regenten von Bern antragen wolle. Einer unserer Schweizer Freunde [Fischer] hatte unbeschränkte Vollmacht zu dieser Wahl erhalten. Er selbst, der jetzt vielleicht schon Prediger in Bern ist, hatte oft gewünscht, meinen Sohn bei sich behalten zu können, mehrmalen hatte er es ihm angetragen, ob er nicht einige Jahre ganz umsonst bei ihm in seinem Hause in Bern verbringen möchte. Ich wünschte dies mehr noch als mein Sohn, der den ganzen Morgen nur für das jus und einen großen Teil vom Nachmittage nur für philosophische Spekulationen Sinn und Gefühl hatte.

„Warum nimmst Du die Stelle nicht selbst? sagte ich. — Mein Gott, Mutter, wie könnte ich daran denken! — Warum nicht? — Ich bin hier ja lange noch nicht fertig und dann muß ich doch wenigstens ein halbes Jahr die Göttinger Bibliothek benützen. — Was machst Du denn hier? Collegia hörst Du nicht, du studierst alles allein und gehst dann hin und sprichst mit den Professoren darüber; das kann alles nach einigen Jahren auch noch geschehen; die Gesellschaft, der Umgang mit unsern Freunden ist Dir weit mehr wert, als das alles. — Er war wie angedonnert. — Noch einmal, ich stehe für Alles, auch für die Erlaubnis von Deinem Vater. Damit ließ ich ihn fort, und nach einer halben Stunde kamen die Schweizer mit ihm, und ihr Dank für das Zutrauen, das ich zu ihnen gehabt hatte, ging so ganz von Herzen, ihre Freude, meinen Sohn mitzubekommen, war so lebhaft, daß ich diesen seligsten Augenblick meines Lebens nie vergessen werde.

„Dieser Entschluß hatte bald noch weitere Folgen.

Ich bleibe, wo Herbart bleibt, sagte ein Bremer [Lange], der an meinen Sohn empfohlen war. Mutter, machen Sie auch mich von meinen Eltern los. Dies gelang mir bald, und nächst diesem wollten nun auch ein Doctor der Philosophie aus Greifswalde [Muhrbeck] und ein Curländer, Böhlendorf, den Sie vielleicht durch Rist kennen, mitgehen. Gern hätten diese sieben Freunde mich auch mitgenommen, der eine wenigstens [Steck] wollte mich nicht eher als hier in Oldenburg verlassen."

Hier erhalten wir genaue Auskunft über die Art, wie Herbart nach Bern kam. Fischer war also beauftragt, einen Erzieher für den „wahrscheinlich künftigen Regenten von Bern" zu suchen. Damit ist gemeint der älteste Sohn des Hrn. Karl Friedrich Steiger von Interlaken, Ludwig, geb. 1783. Fischer hatte unbeschränkte Vollmacht zu dieser Wahl erhalten, und er ist es, der Herbart nach Bern brachte. Dies stimmt nicht ganz mit dem überein, was Bürgermeister Smidt von Bremen in seinen Erinnerungen an Herbart schreibt, daß die Anknüpfung der Verbindung mit Bern wahrscheinlich durch einen aus Bern gebürtigen Cabinetssekretär des verstorbenen Herzogs von Oldenburg, Namens Zehender, mit welchem Herbart schon vor seinem Abgange nach Jena sich befreundet hatte, bewirkt worden sei. Es gab allerdings zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Oldenburg einen Legationsrat Ferdinand Rudolf Zehender aus Bern, der 1831 starb, aber daß Herbart durch diesen auf Bern hingewiesen worden sei, läßt sich nicht erkennen, und das vorstehende Zeugnis der Mutter Herbart verdient den Vorzug, da Smidt damals nicht mehr in Jena war. In Bern lernte dann Herbart durch Steck und Fischer auch deren ge-

meinschaftlichen Freund Albrecht Zehender[1]) vom Gurnigel kennen und verkehrte viel in dessen Hause.

Die Lust, nach der Schweiz zu reisen, war ohnehin schon in jenem Kreise eingewurzelt. Fast Alle wollten dahin gehen, die einen in einer Anstellung, die andern als Vergnügungsreisende. Im Sommer machten dann Hülsen und Berger[2]), auch Smidt, Köppen und Raison die Reise in die Schweiz in der letztern Eigenschaft, die andern nahmen Stellen als Hauslehrer an. Herbart war bald entschlossen, nachdem ihm seine Mutter einmal den Gedanken gegeben hatte: „Ob ich den Anblick des Fuchsturms mit dem der Alpen vertauschen wolle, das kostete keine lange Ueberlegung", schrieb er damals an Smidt in Bremen.

Am 25. März reisten nun die Freunde, zugleich mit Fichte, der eine Reise antrat, in vier Kutschen eingepackt, von Jena ab. Es waren Herbart und seine Mutter, Steck und Fischer, Lange, Muhrbeck, Böhlendorf und Gries.[3]) Die Reise ging zunächst nach Göttingen und Kassel, dort nahmen Steck und Gries Abschied von den südwärts reisenden Freunden und wandten sich mit Frau Herbart nach Norden. Gries ging nach seiner Vaterstadt Hamburg, Steck reiste mit Frau Herbart nach Göttingen zurück, um dort noch einige Wochen an der Universität zu hospitieren, dann gieng es nach Bremen zu Smidt und nach Hamburg, wo er mit

---

[1]) S. dessen Personalien im Berner Taschenbuch 1898, 4, 5.

[2]) Hülsen und Berger schreiben an Steck aus Kehrsatz am 5. September 1797, wo sie bei Fellenberg verweilten.

[3]) Nach dem Briefe von Herbart an Smidt bei Ziller, Herbartische Reliquien 43, auch noch Köppen und Raison.

Gries wieder zusammentraf und mit ihm einen interessanten Besuch bei dem Philosophen Friedrich Heinrich Jakobi machte. Nachher begleitete er Frau Herbart nach Oldenburg und reiste dann allein über den Haag und Antwerpen nach Paris, um in der Hauptstadt der politischen Welt bis zum Herbste Aufenthalt zu nehmen.

Gries ging bald wieder nach Jena zurück, wo er nun einmal heimisch geworden war. Seine spätere Thätigkeit ist bekannt, er hat sich als Dichter und geschmackvoller Uebersetzer des Tasso, Ariost, Calderon u. s. w. ausgezeichnet und ist, nachdem er den größten Teil seines Lebens in dem geliebten, wenn auch nachher sehr veränderten Jena zugebracht, am 9. Februar 1842 in seiner Vaterstadt Hamburg gestorben.[1])

2. Erster Eindruck von Bern. Verhältnis zu der Familie Steiger.

Die andern Freunde setzten von Kassel aus die Reise nach der Schweiz fort, und zwar über Frankfurt und Stuttgart nach Schaffhausen, dann über Zürich, wo ein glücklicher Zufall Herbart mit Pestalozzi zusammenführte, dessen pädagogische Reformgedanken er später so energisch aufnahm und wissenschaftlich verarbeitete, nach Bern, an den Ort, wo Herbart die nächsten drei Jahre verbringen und wirken sollte.

---

[1]) Vgl. das oben S. 7 Anm. erwähnte Schriftchen über Gries, das über diesen begabten Mann, der auch im Göthe-schen und Schlegel'schen Kreise viel erwähnt wird, vollständigen und liebevollen Bericht giebt. Nur ist S. 14 daselbst der Schreib- oder Druckfehler zu berichtigen, daß sein Freund Steck nicht aus Bremen, sondern aus Bern gebürtig war.

Die Familie Steiger besaß damals das Landgut Märchligen, eine starke Stunde von Bern, zwischen der Landstraße nach Thun und der Aare gelegen. Dort brachte die Familie die schöne Jahreszeit zu, während sie im Winter in der Stadt wohnte. Herbart war sowohl von der Natur, die ihn aufnahm, als von der Familie, in die er eintrat, ganz entzückt. „Märchligen liegt so schön", schrieb er an seine Mutter, „daß ich es immer ungern verlasse; ich habe zwar in Böhmen und in der Schweiz sehr interessante Plätze, aber keinen gesehen, den ich geradezu mit meiner Wohnung vertauschen möchte. Am Abhange, neben der Aare, sehe ich rechts über Bern den Jura, links die Jungfrau, das Schreckhorn, Wetterhorn u. s. w. Ueberhaupt zweifle ich, daß mein Schicksal mich je wieder in eine so angenehme äußere Lage versetzen könne, als die jetzige ist."

Ebenso sympathisch war ihm die Familie, in die er eintrat. Es herrschte in derselben ein vornehmer, aber nicht steifer Ton, der Vater war vor wenigen Jahren erst von der Landvogtei Interlaken, die er 1789—95 verwaltet hatte, zurückgekehrt und hatte dort ein gutes Andenken hinterlassen, das in großer Anhänglichkeit der Oberländer an ihn noch öfter zu Tage trat. Nun nahm er als Mitglied des großen Rates an der Leitung der bernischen Politik thätigen Anteil. Die Frau war eine geborne v. Willading, eine fein empfindende Dame, die auch dem deutschen Hauslehrer durch eine liebenswürdige Aufnahme den Aufenthalt in ihrem Hause angenehm zu machen wußte. Herbart wurde ganz als Glied der Familie behandelt. Er schreibt davon an seinen Freund Rist: „Ueberdies habe ich den Rang eines Gliedes der Familie gefunden, einen Rang, den ich ge-

wiß nicht hingäbe, böte mir auch Steiger den weißen Steinbock, den er im Wappen führt, dafür an. Der Mann ist Mann, die Frau ist Frau, die sieben Kinder sind Kinder. Sie sind alle, was sie sind, und befriedigen so wenigstens die Forderungen der Wahrheit." Es waren also damals sieben Kinder, von denen die beiden ältesten Söhne zunächst Herbart's Zöglinge wurden, später auch der dritte. Der Erstgeborne, Beat Ludwig Emanuel, geb. 1783, war also damals 14 Jahre alt. Herbart setzte zuerst große Hoffnungen auf ihn und nahm das Werk der Erziehung außerordentlich ernst, sah dann aber, daß der Jüngling mehr auf das praktische als auf das wissenschaftliche gerichtet war und die Bemühungen nicht entsprechend lohnte. Er wurde später Hauptmann in der französischen Schweizergarde und starb 1825.[1]) Der zweite, Sigmund Karl Ludwig, 1787 geboren, war mehr für wissenschaftliches Studium begabt. Mit ihm blieb Herbart noch lange nach seinem Abgange von Bern in regem Verkehr, es machte ihm große Freude, in Bremen sein Bild zu erhalten, und als Karl später in Göttingen studierte, wurde das Verhältnis zu Herbart neu belebt und gestaltete sich immer inniger. Noch aus der Ferne arbeitete Herbart an der Fortbildung dieses seines Lieblingsschülers, indem er ihm brieflich Aufgaben stellte und deren Lösung besprach. Karl wurde später Appellationsrichter und Oberstlieutenant der Dragoner, 1821 Besitzer von Kirchdorf und starb 1863. Der

---

[1]) Diese und die folgenden Angaben nach v. Stürler, Berner Geschlechter, Manuskript der Stadtbibliothek in Bern.

dritte Sohn, Hans Rudolf, war 1789 geboren, er wurde 1822 Oberamtmann zu Interlaken, setzte also die Wirksamkeit seines Vaters im Oberlande fort, lebte dann zu Ostermanigen und starb 1872. Der vierte endlich, Franz Georg, geboren 1794, wurde Oberförster des Leberberges und Besitzer der Herrschaft Riggisberg, des „neuen Landgutes", das der Vater 1799 erworben hatte und von dem die Knaben im Sommer 1800 ganz entzückt an Herbart schrieben. Franz starb 1874. Außerdem werden in dem Briefwechsel mit Herbart noch erwähnt drei Töchter, Henriette, Sophie und Justine, zu denen dann noch eine kleine Josephine hinzukam. Es waren schließlich dreizehn Kinder, worunter neun Töchter, von denen sich mehrere verheirateten, andere jung starben. Die Familie hat sich weit ausgebreitet und zählt heute noch Glieder, die der ruhmvollen Vergangenheit Ehre machen.

Für Herbart kamen zuerst nur die beiden ältesten Söhne, Ludwig und Karl, in Betracht. Ueber sein Verhältnis zur Familie hat er sich in einem Briefe an seinen Freund Steck in Paris, der auf einer sofort näher zu erwähnenden Reise ins Oberland geschrieben ist, und den der Verfasser dieser Arbeit aus dem Nachlasse seines Großvaters aufbewahrt, so anziehend ausgesprochen, daß es sich rechtfertigen wird, denselben hier mitzuteilen.

[Meiringen], am 5. August 1797.

„Aus dem Hasli, lieber Steck, erhältst du diesen Brief. Ich komme eben vom Reichenbach und will bei dir ausruhen. — Der Landvogt St. bekam vor Kurzem von Mgnhrn. den Auftrag einer Besichtigung im Ober-

lande, und da fiel ihm ein, er könne mir und seinen beyden ältesten Söhnen die Freude machen, uns bis Interlaken mitzunehmen, und uns dann durch die berühmten 3 Thäler Lauterbrun [nen], Grindelwald und Hasli wandern zu lassen. Da bin ich denn nun im Hasli, froher wahrscheinlich als du in Paris; wenigstens möchtest du im Gewühl der großen Stadt nicht so angenehm träumen, als ich beim Rauschen dieser Bäche. Dir möchte ich die Träume erzählen, mit dir habe ich an den Wasserfällen geplaudert; mit dir habe ich meine meisten schönen Augenblicke in der Schweiz verlebt. Ich wollte, du könntest hören, was ich dir sage, ohne zu sprechen noch zu schreiben, du hättest dann oft gehört, wie ich dem Schicksal danke, und es beynahe anstaune, das mich nach Märchligen geführt hat, wo im Schooße des sanftesten Thals, im zwiefachen Scheine des Abendrots über dem Jura und von den Schneegipfeln her, eine Familie wohnt, mit der ich im schönsten Wechsel der Achtung und Freundschaft stehe, und die sehr glücklich seyn kann, wenn ich meine Schuldigkeit thue. Ein Mann und eine Frau, der eine mein Muster, die andere meine Erholung, danken mir für das, was ich noch thun will, lohnen mir, wenn ich noch an meiner Kraft zweifle, und überraschen mich schon wieder mit neuer Freude, wenn ich eben anfangen will zu fürchten, das alles sey zu schön für eine dauernde Wirklichkeit. Allmählig aber höre ich auf zu fürchten; es ist endlich Zeit zu glauben, und hier darf ich es oder nirgends, denn beyde sind sich immer gleich. Mir muß gewiß ein seltenes Loos gefallen sein; je weiter ich in der Schweiz reise, desto vorzüglicher finde ich die Gegend von Märchligen; je mehr Familien ich

in Bern — nur von Hörensagen — kennen lerne, und je mehr andere Hauslehrer ich spreche, desto ängstlicher frage ich mich selbst, wie mir wohl gewesen sein würde, wenn ich von meinem Luftsprunge von Jena aus an irgend einem andern Punkte auf die Erde niedergefallen wäre? — Der Landvogt ist einer von den Charakteren, vor denen ich Stunden und immer wieder Stunden lang hintreten kann, zu prüfen, zu vergleichen, zu bewundern, zu bedauern. Er hat Aehnlichkeit mit dir, lieber Steck. Du kennst vielleicht nur seine Pünktlichkeit und hältst sie für Beschränkung. Aber so sehr seine Konsequenz ihn in einiger Rücksicht bis ins kleinste Detail ausgearbeitet hat, so ist er darum im Ganzen doch nicht minder groß. Mit welcher Gewalt er sich auf das wirft, wozu die Umstände ihn auffordern, schließe ich, außer dem, was das allgemeine Gerücht sagt, aus der Sorgfalt, womit er das ganze Hauswesen in Ordnung hält, und aus dem Einflusse in die Geschäfte des Oberlandes, den ihm Bauer und Obrigkeit noch jetzt so gern einräumen, ob er gleich schon über zwei Jahre seine dortige Stelle verlassen hat. Aber welche Blicke er über diese Sphäre hinauszuwerfen vermag, wie wenig er sie mit Vorurteilen umzäunt hat, mit welcher bescheidenen Resignation er da sein Urteil zurückhält, wo er kein reifes Urteil haben würde: — das kann vielleicht niemand besser wissen als ich. Schon manches habe ich ihm mit halber Furcht gesagt, und je mehr ich gewagt zu haben meinte, desto bessere, dankbarere, freundlichere Aufnahme fand ich. Es kann mich innigst rühren, wenn ich die einzelnen Fälle dieser Art zusammen nehme; bis ins Innerste kann es mich beschämen; nie tönen die Vorschriften der strengsten

Pflicht lauter in meinen Ohren, als in solchen Augenblicken, wenn ich mich ihm gegenüberstelle. Es geht mir mit ihm, wie mit allen Menschen, die ich sehr hochachte, seine Gegenwart ist mir nur dann nicht lästig und drückend, wenn ich meine Pflicht völlig erfüllt zu haben glaube. — Die Frau ist das sanfteste Weib, das ich bis jetzt in der Nähe gesehen habe. Auch ihr haben die Umstände unendlich weniger, als die Natur, gegeben; aber das vollkommene Ebenmaaß, die Rundung, Feinheit, Geradheit, Anspruchlosigkeit, die Gleichförmigkeit einer immer regen, nie eilenden Thätigkeit, die Verbindung von Achtung gegen ihren Mann und Zärtlichkeit gegen ihre Kinder, die Freude an der Natur und an sanfter Poesie — wir lesen den Florian zusammen — ohne alle Kritik, das unterhaltende, nie glänzende, nie ermüdende Gespräch, und — damit ich die Parteilichkeit meines Urteils bekenne — die unabgebrochene Reihe von kleinen, feinen, oft sehr schmeichelhaften Aufmerksamkeiten für mich: — das alles hat mich so eingenommen, daß ich zuweilen in Versuchung komme, meine Begriffe von der Bestimmung des weiblichen Geschlechts sehr zu modificieren." —

Wie man aus diesem Briefe sieht, war Herbart von der Familie, in die er eintrat, außerordentlich befriedigt, und die Eltern hatten seine ganze Bewunderung. Die Schilderung des Familienlebens ist so enthusiastisch, daß man sie beinahe zu schön finden könnte, wenn nicht dagegen in die Wagschale zu legen wäre, daß das nicht so erfreuliche Verhältniß, in welchem Herbart's Eltern zu einander standen und von dem nachher noch mehr die Rede sein wird, die Folie bildete, von der sich das Leben des Steiger'schen Ehepaares für seine Betrachtung abhob.

Auch der Aufenthalt in Märchligen sagte ihm außerordentlich zu, und die Stadt Bern imponierte ihm durch ihre vornehme Bauart. So schreibt er einmal: „Die große, schöne, stolze Stadt Bern mit ihren regelmäßigen, äußerst wohl gebauten, doch nicht prächtigen Häusern und Straßen und Arkaden ist von einem wohlhabenden, zufriedenen Lande umgeben, indeß das krumme, schiefe, finstere, eckige Zürich mit seinen lächerlichen dreifachen Thoren und bedeckten Wegen und Schanzen — die alle einem nahen Hügel, von wo die ganze Stadt in den Grund geschossen werden kann, die Kniee beugen müssen — sich gegen seine beinahe empörten Bauern in Sicherheit setzen muß, und aus Furcht, sie möchten zu klug werden, ihnen und den Unterthanen der Eidgenossenschaft die öffentlichen Schulen verschließt!"[1]) Und ein andermal: „Sonst sehe ich in Bern nicht viel mehr, als die schöne Stadt (über deren Anblick ich mich jedesmal freue, und deren sichtbar gleichverteilter Wohlstand mich immer eine Lobrede auf die bisherige Regierung dünkt) — dann die Alpen und die Leute im Hause. Für Gesellschaften habe ich weder Lust noch Zeit." . . .

3. Eine Reise in die Alpen.

Mit den Naturschönheiten des Berner Oberlandes konnte Herbart bald nähere Bekanntschaft machen auf einer kleinen Reise, die er mit den beiden ältesten Zöglingen Ludwig und Karl im Sommer 1797 antrat. Der von ihm verfaßte Bericht über diese Reise ist nicht nur in Ziller's Herbartischen Reliquien, sondern auch in Herbarts gesammelten Werken abgedruckt, jedoch irrig

[1]) vom 12. Juni 1797, an Rist, Ziller 51.

dem Jahre 1798 statt 1797 zugewiesen. Er ist von hohem Interesse.

Einer der Wildbäche, die bei Brienz von den Bergen herunterkommen, hatte Verheerungen angerichtet — wie auch in unsern Zeiten wieder — und Altlandvogt Steiger war mit der Untersuchung des Schadens beauftragt worden. Er begab sich am 31. Juli nach Interlaken und nahm die beiden ältesten Söhne und deren Hauslehrer mit. Von Interlaken aus ließ er sie allein das Lauterbrunner-Thal durchwandern, dann über die Wengernalp nach Grindelwald und über die große Scheidegg nach Meiringen reisen, von wo sie wieder nach Interlaken, Thun und Märchligen zurückkehren sollten, wo sie auch am 7. August wohlbehalten wieder anlangten. Im Lauterbrunnenthal wurde natürlich der Staubbach besucht, und zwar bewunderte ihn Herbart besonders von der Chorbalmhöhle aus, die ihm gerade gegenüber liege, eine Höhle, die von einem Krystallsucher in den Berg gegraben sein solle. Hinten im Thale war damals noch ein Bergwerk im Betrieb, das auf Blei, aber auch auf Silber und Zink ausgebeutet wurde und den Reisenden reiche Beute an Mineralien lieferte. Man war eben im Begriff, die verlorenen Erzgänge durch Anlegung von zwei neuen Querstollen wieder aufzusuchen. Die Schmelzöfen warteten noch auf hinreichende Ausbeute, um wieder in Thätigkeit gesetzt zu werden.

Dann folgte die Besteigung der Wengernalp, wo in einer Sennhütte Mittag gemacht wurde. Lustig ist, wie Herbart den Gebrauch des Melkstuhls schildert. „Um uns zu Mittag mit Rahm, Käsemilch und Zieger zu bewirten, setzte man statt des Tisches ein dickes,

oben ebenes Stück von einem Baumstamm in die Halle, bedeckte es mit einem reinen Tuche von grober, grauer Leinwand, brachte mit dem Rahm und Zieger (einer Art weichen Käses) drei hölzerne Löffel und ein kleines Messer, das ehemals von einer Hobelbank verworfen zu sein schien, und drei Stühle — ja die Stühle muß ich, trotz ihrer außerordentlichen Simplicität, etwas genauer beschreiben. Man denke sich die Hälfte von einem cirkelrunden Brette, in der unten ein ganz kurzer Stock oder Stab steckt und die zu beiden Seiten mit Bändern versehen ist, welche man nach Gefallen um den Leib binden und dann mit dem Stuhle laufen kann, wohin man will. Der Stock macht mit den beiden Füßen des Sitzenden drei Füße, und so ist man in einer glücklichen Mitte zwischen Stehen und Sitzen, wovon diejenigen, die nie andere als vierfüßige Stühle kannten, schlechthin keine Idee haben können. Frei und gelenkig kann man sich links und rechts drehen und schaukeln; nur ein wenig Vorsicht bedarf's, damit das hölzerne Bein nicht gleite."

Der Eindruck der hohen Berge, Jungfrauenhorn, wie er schreibt, Mönch und Eiger, war ein gewaltiger, doch zog er den Anblick derselben von Märchligen aus „wo man die Häupter der ganzen Kette an heitern Tagen gleich unkörperlichen Lichtgestalten über einem feinen Dunste schweben sieht, der den Fuß verbirgt und das Auge fast an eine Durchsicht in eine unendliche Ferne glauben macht," an Schönheit vor. Auffallend ist, wie wenig die damals geltenden Höhenbestimmungen der Berge der Wirklichkeit entsprechen. Die kleine Scheidegg soll eine Höhe von ungefähr 9000 bis 10000 Fuß über Meer haben, etwa $^2/_3$ von der Höhe

des Montblanc's! In Wirklichkeit beträgt ihre Höhe nur 2066 Meter, oder 6886 Fuß. Damals waren doch schon die ersten trigonometrischen Höhenbestimmungen aus den Berner Alpen gemacht und in dem 1790 zu Bern erschienenen Schriftchen von Tralles: Bestimmung der Höhen der bekannteren Berge des Kantons Bern veröffentlicht. Es scheint, daß diese neuen Resultate damals noch nicht in weiteren Kreisen bekannt geworden waren und der gewöhnliche Fehler der Ueberschätzung vertikaler Höhenverhältnisse noch Einfluß übte.

Der Weg führte weiter nach Grindelwald, wo noch am gleichen Abend der untere Gletscher besucht wurde. Nachher unterhielt dann der Wirt die Gesellschaft mit einer abenteuerlichen Erzählung von einem Sturz in eine Gletscherspalte, den er selbst erlitten hatte, wo er dann mit gebrochenem Beine durch die Oeffnung, welche das Gletscherwasser wieder herausläßt, wieder an's Tageslicht gekrochen sei. Auch die Gletscherbettelei war damals schon im Schwange. Am nächsten Tag wurde auch der Mettenberg und das Eismeer besucht, dann gingen die Reisenden über die große Scheidegg nach Meiringen im Haslithal, wo die jungen Herren Steiger von der Frau des Landammanns erkannt und freundlich bewirtet wurden. Am Abend des zweiten Tages wurde Herbart entzückt durch den Gesang zweier Mädchen und dachte sich bei den süßen Klängen allerlei romantisches über den Inhalt des Liedes, dessen Worte er nicht verstand. Aergerlich wurde er aus diesen Träumen aufgestört, als der junge Ludwig, der mit seiner Flöte eingefallen war, ihm sagte: es ist das à la mort Lied, man bläst es, wenn man einen

Hasen geschossen hat, womit Herbarts ganze Stimmung verdorben war. Es fragt sich übrigens wohl, ob diese Bemerkung richtig war; die Mädchen im Hasli werden wohl auch damals schon eher über alles andere Lieder gesungen haben, als über den Tod eines Hasen.

Am folgenden Tage wurde der Reichenbach nochmals besucht und auch der Aareschlucht Aufmerksamkeit geschenkt. Dann ging es zurück, zu Wagen, über Brienz und zu Schiff nach Interlaken. Hier trat Regen ein. Herbart schreibt: „Nachmittags schloß mich der Regen in's Zimmer ein; ich schwatzte mit Steck vom Hasli.“ Diese Bemerkung wird wohl jeder Leser so verstehen, daß der genannte Freund anwesend war und Herbart sich mit ihm unterhielt. In Wirklichkeit war aber Steck damals in Paris und der Ausdruck: ich schwatzte mit ihm vom Hasli, bedeutet, daß Herbart einen Brief an ihn schrieb. Dies ist eben der Brief, dessen erste Hälfte mit der begeisterten Schilderung der Steiger'schen Familie wir oben mitgeteilt haben. Er ist begonnen in Meiringen am 5. August und beendigt in Interlaken am 6. Der zweite Teil desselben soll hier nun gleichfalls mitgeteilt werden.

Interlaken am 6. August [1797].

„Das Haslithal liegt hinter mir — soll ich dir noch von meinen Träumen am Reichenbach erzählen? Es ist eigentlich etwas lächerlich, Träume zu erzählen; wenn aber eine große Naturscene zu großen Gedanken aufgefordert hat — und wenn dann hinterher ein regnichter Nachmittag, wie dieser, einen in eine fremde Wirtsstube einschließt, so mag dann ein Freund immerhin erfahren, was der andere Freund wohl möchte, wenn

er könnte und das Schicksal wollte. Zudem ist es denn auch, bey Lichte besehen, wahr, daß ich ein freyer Mensch bin — wahr, daß sich nach 3 oder 4 Jahren ein Absatz in meiner Arbeit zu Märchligen machen ließe, — möglich, daß die Kraft, die anfing, auch fortfahren und vollenden könnte, — und sehr wahrscheinlich, daß, wenn sie jemals etwas zu vollenden haben sollte, im Haslithal wol mehr als Ein helfender Geist sie umschweben würde. Weil nun aus Wahrheit, Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit alle Hoffnung in der Welt zusammengesetzt ist — warum sollte der Dämon, der jene Felsen spaltete, um dem ungeduldigen Strome den Weg in diese lachenden Fluren öffnen, der da und dort die schrecklichsten Steinmassen häufte und sie dann mit dem lieblichsten Grün bekleidete, der endlich, um das Meisterwerk zu vollenden, dem tobenden, schäumenden Flußgotte die himmlische Iris vermählte — warum sollte er nur Felsen, Fluthen, Wiesen und Wäldern gebieten? Warum sollte das Geisterreich sich seinem milden Zepter entziehen? Sieh nur, wie in seinem Gebiete auch die Menschheit so herrlich gedeiht! Sieh nur, wie Gesundheit und Wohlseyn in jeder Miene lebt! — Wer hat je diesem Dämon Altäre errichtet? Wer hat mit gebeugtem Knie und inniger Andacht die Fülle seiner Gaben herabgefleht? Flüchtige Danksagungen sind keine Loblieder, und die Nachricht, man habe sich da wohl befunden, verhallt im Winde, und ist für irdische, nicht für himmlische Ohren, wer aber die schönere Hälfte eines ganzen Jahres dem Gotte weihte, wer die Früchte vieler Mühe und vieler frühern Jahre mitbrächte, wer nur nach sorgfältiger Reinigung, in aufrichtiger Demut, mit hoffnungsvollem Glauben

ihm nahte, wer, flehend um Eine Offenbarung, dennoch alle Sinnen seiner Eingebung öffnete — welcher Lohn, glaubst du, würde dem werden?

„Hier, wo Schönheit und Größe nur einen Körper haben, hier, meinst du, wären sie noch verschiedene Geister? Wenn die Wahrheit für einen Sterblichen hier eine Gestalt annähme, meinst du, hier würde sie in ihrer Nacktheit nicht himmlisch reizend seyn? —

„Ich sah mich schon öfter in meinem Geiste auf einem einsamen Felsen stehen, näher dem ewigen Schnee, als dem Schatten der Wälder, schwitzend in dieser kalten Zone von der äußersten Anstrengung, erzwingend von völliger Abgeschiedenheit, was im Schooße der Behaglichkeit nicht hatte gelingen wollen. Göthe[1]) hatte in einem Schlunde auf der Furka an Vollbringung angefangener Werke gedacht, und der Gedanke hatte mich gefaßt. Aber seit gestern und vorgestern denke ich nicht mehr an eine Arndte über der Grenze der Vegetation, und von dem ewigen Schnee verlange ich nur die weiße Spitze, die über dem Reichenbach hervorblickt, im Rosenlichte der untergehenden Sonne zu sehn.

Abends.

„Ludwig und Karl schlafen schon neben mir. Der Himmel sende auch ihnen angenehme Träume. — Ludwig erlegt dann gewiß in diesem Augenblicke ein großes, schönes Stück Wild; Karl ißt vielleicht Erdbeeren mit Wein, oder kann schwimmen, wie sein Bruder, oder bekömmt ein paar neue Thaler geschenkt.

---

[1]) Briefe aus der Schweiz (Schweizerreise von 1779), Werke in 40 Bänden, 14, 163.

Wenn du, lieber Steck, meine Lieblingsgedanken deiner frommen Wünsche wert hältst, so seyen dir zuerst diese Kinder empfohlen, die jetzt meiner Führung anvertraut sind. Es wäre so schön, wenn sie etwas würden; sie haben Talente, und die Familie, aus der sie entsprossen sind, wäre so ein herrlicher Boden für einen guten Keim."

Der mitgeteilte Brief ist besonders interessant durch die Blicke, die er in den Seelenzustand des Schreibers thun läßt. Herbart gilt sonst eher als kalt und streng, er hatte, namentlich in späteren Jahren etwas Herbes und Verschlossenes, und die mathematische Methode seines Denkens brachte naturgemäß eine gewisse Trockenheit mit sich. Hier dagegen ist er noch ganz der jugendliche, warm empfindende Mensch, den seine Freunde kannten, und was er da schreibt, erinnert vielfach, besonders durch den lyrischen Charakter der Darstellung, an Stimmungen, wie sie in dem im ersten Bande der Werke abgedruckten Blatte aus der Studentenzeit: ein Augenblick meines Lebens, zu Tage treten. Man fühlt, daß ein solcher Mann auch ein guter Erzieher sein mußte.

4. Die Lehrthätigkeit. — Bernische Verwaltung und Politik.

In den Unterrichtsgang, den Herbart mit seinen Zöglingen einschlug, sind wir durch die Berichte, die er nach Verabredung etwa alle zwei Monate an Hrn. v. Steiger richtete, genügend eingeweiht. Es sind fünf derselben vorhanden, die in Herbart's Werken sich abgedruckt finden. Erst Dix, in der oben S. 4 erwähnten Abhandlung des Jahrbuchs für wissenschaft-

liche Pädagogik, hat sie in die richtige Reihenfolge gebracht. Sie enthalten viel pädagogische Weisheit, wie denn überhaupt die Pädagogik bekanntlich der Glanzpunkt der Herbartischen Philosophie ist.

Nun ist nicht immer ein großer Pädagoge auch ein guter Lehrer, Theorie und Praxis decken sich oft nicht ganz. In diesem Falle aber hat Herbart mit solcher Treue an den anvertrauten Knaben gearbeitet, daß der Erfolg nicht ausbleiben konnte. Ludwig zwar, der älteste, machte ihm viel Schwierigkeit, und er sah zuletzt davon ab, ihn zu einer weiteren Bildung hinaufzuführen, aber Karl entsprach um so mehr den Anforderungen, die der strenge Lehrer an ihn stellte.

Die Lehrgegenstände waren freilich nicht so zahlreich wie sie heute sind. Die beiden Grundpfeiler des Unterrichts waren Griechisch und Mathematik, alles andere ordnete sich diesen dominierenden Fächern unter. Griechisch, von Homer bis Sophokles und Plato, war die Seele der sprachlichen und idealen Bildung, Mathematik, und zwar bis in höhere Stufen hinauf, bildete das reale Gegengewicht. Natürlich wurden auch andere Fächer getrieben, im Anschluß an das Griechische, Lateinisch; Französisch sollte erst später folgen, die Mathematik bildete den Ausgangspunkt für Physik, Chemie und Naturgeschichte. Aber es gruppierte sich alles um diese beiden Leitfächer, die das vorwiegende Interesse des Schülers bilden sollten. Es war das ein eigenartiger Lehrgang, der aber zu guten Resultaten führte; die Methode, wenige, aber feste Centren des Unterrichts zu bilden, die dem ganzen Gebäude dann den Halt geben, hat sich da bewährt, wenn sie auch

ungefähr das Gegenteil von der heutzutage befolgten Gymnasialpädagogik bildet.

Karl v. Steiger hat später in seinen Aufzeichnungen der Dankbarkeit für die Lehrthätigkeit Herbarts beredten Ausdruck verliehen. Er schreibt darüber folgendes[1]): „Erst im Frühling 1797, als Herbart, der spätere Professor und berühmte Philosoph, von Jena her als Hauslehrer bei uns eintraf, kam ein anderes, ein regeres Leben in unsern Unterricht. Er wußte denselben so interessant zu machen, daß die Zöglinge den größten Nutzen davon hatten. Mit mir, damals 9½ Jahr und Rudolf 7½ Jahr alt, machte er den ersten Versuch mit dem Griechischen und zwar sogleich mit der Odyssee anzufangen, was auch vollkommen gelang, worauf der Hesiod folgte. Mich ließ er viel Mathematik treiben und las mit mir u. a. den Kriton, das Symposion, die Apologie und Phädon von Plato, den Philoktet von Sophokles u. s. w. Auch lehrte er uns Chemie und zwar zugleich praktisch mittelst eines kleinen Apparates. Die Arbeitsstunden begannen im Sommer um 5 und im Winter um 6 Uhr. Herbart war nicht bloß Lehrer, sondern mehr noch eigentlicher Erzieher und zwar nach der Methode des Sokrates, indem er nicht eintrichterte, sondern die Intelligenz der Zöglinge vorzüglich weckte und sich so von selbst entwickeln ließ."

Es drohte nun freilich dieser still schaffenden Lehrthätigkeit eine Störung durch den Gang der öffentlichen Ereignisse. Herbart sah diese Störung ungern, war ungehalten darüber, daß er im November 1797 mit den Knaben herumlaufen mußte, „um den General

[1]) Gefällige Mitteilung von Hrn. A. v. Steiger in Kirchdorf.

Bonaparte zu sehen", und auch ein Besuch in Kirchberg, wahrscheinlich bei dem berühmten Oekonomen Tschiffeli, erschien ihm als eine unliebsame Unterbrechung des Unterrichts. Aber er konnte nicht hindern, daß die Politik mehr und mehr seine Cirkel störte, und nachdem er den Ernst der Lage erkannt hatte, nahm er lebhaften Anteil an dem Schicksal des Staates, der ihm von Anfang an als ehrwürdig und achtungswert erschienen war.

Seiner ganzen Anlage nach paßte Herbart ganz gut in die damaligen bernischen Verhältnisse; wie die Schönheit der Natur und die Bauart der Stadt, so imponierte ihm auch das kraftvolle Wesen der bernischen Staatsverwaltung. Auch in dieser Beziehung war er ganz in die Anschauungen des Steiger'schen Hauses eingegangen, was übrigens seiner Natur gemäß war. Sogar die Ecken und Härten, die in der aristokratischen Regierungsform zu Tage traten, war er geneigt, zu entschuldigen. In dieser Beziehung macht einer seiner Briefe eine merkwürdige Anspielung. Er schreibt da[1]): eine reichere Umgebung, mehr Fülle von Naturgröße und Naturschönheit und Niedlichkeit, mehr Anstrengung und Thätigkeit der Menschen, mehr gerades Fortgehen auf dem Wege, den sie nun einmal gewählt haben, findest du wohl nicht leicht, als hier in Bern. Diese Aristokratie ist mir sehr achtungswürdig, und selbst, wenn sie Fischer und Zehender beide von der philosophischen Lehrstelle ausschließen, um eine Frau zur Fr. Professorin zu machen, wie sie neulich wirklich gethan haben, — so weiß ich, daß das gerade die schlimmste Seite der Aristokratie ist, tröste mich damit, daß sie sich dessen innerlich schämen — das thun sie

[1]) an Rist, 12. Juni 1797, Ziller, Herb. Rel. 51.

auch wirklich und haben es gezeigt — und freue mich, daß sie auch einmal einen Landvogt absetzen, wenn er gleich aus der Mitte ihrer großen Familien ist, weil er das öffentliche Korn aus Unvorsichtigkeit einem schlechten Unterbedienten überließ, der es über den gesetzmäßigen Preis verkaufte."

Mit den beiden Geschichten, auf die da angespielt ist, verhält es sich folgendermaßen. Die Professur der Philosophie an der Akademie zu Bern war durch den Rücktritt des bekannten Prof. Joh. Ith, der das Pfarramt Siselen übernommen hatte, seit 1796 erledigt. Die Stelle wurde im folgenden Jahre wieder besetzt. Es machten, nach dem Schulratsmanual, die Concursarbeiten dafür die Kandidaten:

1. Joh. Rud. Em. Fischer, S. M. C., der Freund von Steck und Herbart, eben aus Jena zurückgekehrt,

2. Joh. Jak. Dick, S. M. C.

3. Emanuel Zeender (nicht Zehender, wie Herbart schreibt, es sind zwei ganz verschiedene Familien), Lehrer am politischen Institut, und

4. Joh. David Kocher, S. M. C.

Der letztere wurde am 24. Mai zum Professor der Philosophie gewählt. Das Protokoll enthält über seine Arbeiten ein günstiges Urteil, und er hatte auch schon früher für verschiedene erledigte Katheder Proben abgelegt. Die Prüfungskommission empfahl ihn der Behörde als ein sehr tüchtiges Subjekt. Dennoch urteilte man in den Kreisen, in denen Herbart damals verkehrte, anders und schrieb seine Wahl, wie es scheint, dem Umstand zu, daß Kochers Frau eine geborene von Wagner war und deren Verwandtschaft sich für den

Kandidaten bemüht hatte. Das meint Herbart, wenn er schreibt, man habe eine Frau zur Frau Professorin gemacht. Die Mitbewerber Fischer und Zeender wären nach der Ansicht dieses Kreises tüchtiger gewesen. Zeender hat sich nachher als Pädagog und Leiter eines Institutes einen Namen gemacht. Lauterburg[1]) nennt ihn einen ausgezeichneten Kopf. Er war aber geringer Herkunft.

Fischer, der ebenfalls geistig hervorragend war, verschmähte es, seine Verwandtschaft für sich in Bewegung zu setzen. Steck schrieb ihm damals aus Paris (28. Mai 97): „Wenn sich Senator Fischer für dich verwendet hätte, so wäre Dir die Stelle sicher gewesen." So spielten hier wohl allerdings Familienrücksichten eine Rolle, und Herbart nennt das mit Recht die schlimmste Seite der Aristokratie, womit nicht gesagt ist, daß nicht auch anderswo und unter anderen Regierungsformen dergleichen Dinge sich zutragen könnten.

Der neue Professor Kocher war übrigens nicht untüchtig, das Urteil Herbarts über ihn ist wohl von seiner Freundschaft zu Fischer beeinflußt. Er veröffentlichte u. a. 1806 „Vorlesungen über Unsterblichkeit und andere philosophische Gegenstände", in deren Vorrede er sich gegen die Beschuldigung wendet, daß er durch den Einfluß einer ehemaligen Regierungsfamilie zu seiner früheren Stellung an der Akademie gelangt sei. Doch scheint sein Vortrag unangenehme Eigenheiten gehabt zu haben. Man war übrigens mit ihm nicht lange zufrieden, und in der Zeit der Helvetik suchte man seine Stelle für einen Größeren frei zu machen. Es ist das ein Vorgang, der um so mehr Erwähnung ver-

[1]) Berner Taschenbuch 1853, Nachtrag 318.

dient, als er bisher noch nirgends erwähnt ist. Im Frühjahr 1799 wurde bekanntlich Professor Fichte in Jena des „Atheismus“ beschuldigt und erhielt, da er sich stolz und trotzig geberdete, seinen Abschied. Die ehemaligen Schüler in der Schweiz, die davon erfuhren, wünschten ihn dorthin zu ziehen. Am 18. Februar 1799, als der Konflikt in Jena sich nur erst andeutete, schrieb Steck an Fischer, der nun Sekretär im Ministerium Stapfers zu Luzern war, ob man nicht Fichte an eine Lehrstelle berufen könnte? Fischer antwortete, es sei schon einige Male davon die Rede gewesen, aber wohin berufen, und wozu? Die Beschuldigung des Atheismus sei nicht dazu angethan, ihm allgemeine Sympathien zu erwecken. Indessen habe Stapfer schon an seinen Bruder (Friedrich, in Bern) geschrieben, um Kocher zu sondieren, ob er nicht eine Pfarrei gegen seine Professur vertauschen würde — es sollte dadurch ein fixer Punkt für Fichte gewonnen werden — aber er verhalte sich ablehnend. So wurde nichts aus der Sache, und Fichte blieb in Deutschland, zum großen Heile seines Volkes. Kocher verlor übrigens seine Professur bei der Neuordnung der Akademie 1805, erhielt ein Leibgeding für 6 Jahre und übernahm dann 1819 die Pfarrei Ferenbalm. In den Aufzeichnungen, die seine Familie in Thun aufbewahrt, wird der Verlust seiner Professur seiner Unabhängigkeit und Freimütigkeit und auch der herrschenden Mißstimmung gegen die Verwandten seiner Frau zugeschrieben, die sich 1798 bei der von den Franzosen auferlegten Kontribution ihrer Verpflichtung entzogen hätten. So wäre seine Frau nicht nur bei der Erlangung, sondern auch bei dem Verluste seiner Professur die still wirkende Ursache gewesen.

Die andere Anspielung Herbarts auf den wegen Kornwuchers abgesetzten Landvogt bezieht sich auf den Fall mit dem Hofmeister von Königsfelden, Karl von Groß. Die Geschichte spielte, nach den Akten im bernischen Staatsarchiv, im Jahre 1795. Der Landvogt hatte es an strenger Aufsicht über den staatlichen Getreidehandel fehlen lassen, und es war dadurch dem Einzieher und Klostervogt möglich geworden, obrigkeitliches Getreide teurer zu verkaufen, als die gesetzliche Taxe betrug. Es war damals von Schwaben die Kornsperre verhängt worden, wodurch in der Schweiz Getreidemangel und Teuerung eintrat. Die Obrigkeit verordnete deshalb, daß aus den Kornhäusern Getreide 2 Batzen unter dem Marktpreis an ärmere Privatleute verkauft werden solle. Der Klostervogt von Königsfelden im Aargau, wo viel Korn produziert wurde, verkaufte es aber lieber im Voraus an Müller um willkürlichen Preis und schädigte dadurch den öffentlichen Markt. Der Landvogt, der ihm nicht scharf genug auf die Finger gesehen hatte, geriet dadurch in Ungelegenheiten und wurde in Untersuchung gezogen. Die Sache gedieh erst im Sommer 1797 zum Spruche. Am 14. Juni erkannten Räth und Burger, v. Groß solle am Gut gestraft werden und zwar um 1000 Dublonen zu Gunsten der Insel, nebst den Prozeßkosten und der Restitution der vom Einzieher unredlicherweise berechneten Fuhr- und Standgelder. Wie es scheint, erwartete man in den Kreisen, mit denen Herbart damals verkehrte, noch zwei Tage vor dem Urteil sogar die Absetzung des Landvogts, es kam dann aber nur zu einer, allerdings sehr hohen, Geldbuße. Der Vorgang spricht, wie Herbart richtig urteilt, sehr

zu Gunsten des damaligen Regimentes und seiner Vorsorge für das materielle Wohl des gemeinen Mannes. Man hatte gerade in jenen Zeiten ernster Bedrohung von Außen allen Anlaß, die humanen und populären Seiten des Regierungssystems vor Beeinträchtigung sorgsam zu bewahren.

Die immer drohender gewordene politische Lage verstärkte nur Herbart's Sympathie für die bernische Regierung. Der deutsche Philosoph erlebte die Einnahme der Stadt Bern durch die Franzosen am 5. März 1798 und alles, was derselben voranging und nachfolgte. Hier ist er nun ganz das Echo des Steiger'schen Hauses. Er schreibt am 28. Januar 1798 an v. Halem in Oldenburg,[1]) daß er von großen Staatsreformen oder Revolutionen, durch die man den Zustand des Rechts plötzlich herbeizuführen hoffe, nur sehr wenig erwarte, wie er denn nur zu sehr fürchte, in wenigen Tagen die Verwüstungen, die ein solches Schicksal mit sich bringe, mit leiblichen Augen in seiner erschrecklichsten Gestalt sehen zu müssen. „Das pays de Vaud hat sich losgerissen; die Regierung läßt Volksrepräsentanten wählen. In diesem Augenblick höre ich Trommeln und Kriegsmusik durch die Straßen ziehen, an die ich schon lange so gewöhnt bin, daß ich nicht mehr darum aufstehe. Meine Sachen habe ich einpacken müssen, damit wir — die Frau und ich mit den jüngern Kindern, bei dem täglich befürchteten Einfall der Franzosen gleich nach dem Oberlande hin aufbrechen können. Es wäre wohl gewiß nicht dahin gekommen, wenn es nicht dem Rate an Einigkeit gefehlt hätte. Aber eine Partei widersetzte sich

[1]) Ziller, Herb. Rel. 57.

schnellen politischen Veränderungen, die andere strengen Maßregeln. Die letztern soll das Volk im deutschen Teil des Kantons eifrig gewünscht haben und durch die Läßigkeit der Regierung nun auch aufgebracht sein. Soweit ich den Geist der letztern bisher kennen lernte, mußte ich sie hochschätzen, wobei mich vielleicht die Hochachtung für den einen trefflichen Mann, in dessen Haus ich wohne, nicht ganz unbefangen urteilen ließ. Hier hoffte ich mehr als irgendwo sonst auf langsame Verbesserung; jetzt sehe ich mit tiefem Schmerz dem Umsturz einer Verfassung entgegen, die selbst durch eine viel bessere schwerlich ersetzt werden möchte, wenn nicht auch der Geist der Verwaltung auf diese überginge."

Als Mitte Februar der Entschluß Krieg zu führen in der bernischen Regierung die Oberhand bekam, schrieb er an den Freund Smidt in Bremen[1]): „die schönste Stunde rief mich heraus aus Mauern und Thor, die Stunde, wann am scheidenden Sonnenstrahl das Licht der Nacht erglimmt. Du sahst das Schauspiel[2]), Bester. Heute sandte Helios so rein wie jemals den himmlischen Purpur, womit er dann das Diadem des Ersten unter den Staaten der Schweiz zu schmücken pflegt. Der Geist der Kraft ist wieder erwacht in diesem Lande; die Natur freute sich mit mir darüber. Meine frommen Wünsche erhoben sich zu der blauen Höhe, und mein Dank, daß ich mit leiden oder mit triumphieren darf. Ich fühlte mich sehr glücklich hier auf diesem Boden."

Mit seinen Freunden dagegen war er in dieser Zeit nicht ganz einverstanden: „Fischer und Steck sind jetzt zu sehr Bürger, und nicht ganz so, wie ich ihr

[1]) Ziller, Herb. Rel. 58, Ende Februars 1798.
[2]) Das Alpenglühen.

Mitbürger sein möchte. Darum wankt die Freundschaft nicht, auch das Maß des Genusses wird sie wieder zu füllen wissen." Die genannten beiden Freunde standen ihm damals zu weit links und erwarteten von Reformen mehr, als er vermochte. Indessen mischte er sich nicht in die Politik, sondern lag gerade in jener Zeit mathematischen Studien so anhaltend ob, daß er zuweilen fürchtete, den Kopf zu verlieren. Er trieb höhere Mathematik, deren Beherrschung ihm dann bei der Ausführung seines philosophischen Systems zu Statten kam.

Inzwischen hatte die herannahende Gefahr auch in seine Lehrthätigkeit im Steiger'schen Hause eingegriffen. Der älteste Sohn Ludwig stand im Felde, obgleich erst 15 Jahre alt. Herbart hatte zuerst dagegen opponiert, weil er ein müßiges Lagerleben erwartete, das sittlich von keinem guten Einfluß sein könne. Als es dann aber ernst wurde, sah er ein, daß der Vater Recht hatte, der ihn ziehen ließ und freute sich seines Mutes. „Er steht auf den äußersten Vorposten, schrieb Herbart damals .... er duldet so munter und so oft für Andere die Beschwerden des Dienstes, daß man ihn schon einer Reihe unmutiger Offiziere zum Muster aufgestellt hat. Er ist ein Kerl, und, wollen die Franzosen, vielleicht bald ein Held; möchte er auch ein Mensch werden! Dafür will ich beten und arbeiten." Indessen hatte der Ernst der Zeit auch das häusliche Leben berührt. „Frau Landvögtin war diesen Winter gar nicht so liebenswürdig, wie Du [Smidt] sie in Märchligen sahest. Weiblichkeit und schweizerischer Patriotismus waren bei ihr in Krieg geraten, worin beides sich gegenseitig zu Boden warf. Doch sie erhebt sich wieder an ihrem trefflichen Mann, der die Stärke

des Hauses und vieler andern Häuser und des Staates ist."

Ueber die Katastrophe vom 5. März findet sich in den erhaltenen Briefen leider kein Wort. Herbart war wohl in der That mit der Frau und den Kindern nach dem Oberland geflohen. Der nächste Brief datiert erst vom letzten Juni 1798. In demselben spricht sich Herbart seinen Eltern gegenüber ausführlich über seine Zukunftspläne aus. Sein Vater hatte ihm den Antrag übermittelt, einen oldenburgischen Prinzen auf Reisen zu begleiten, worauf ihm dann eine Versorgung in sicherer Aussicht stände. Er lehnte das ab. Er ziehe es vor, noch einige Jahre in seiner gegenwärtigen, ihm ganz zusagenden Stellung zu verbleiben, um dann etwa auf ein philosophisches Katheder zu aspirieren, wozu er sich am meisten berufen fühle. Seine Lehrthätigkeit hatte er sich jetzt vereinfacht und erleichtert. Der älteste Zögling, Ludwig, beschäftige ihn nicht mehr viel, er sei für die Forstwissenschaften bestimmt und bleibe wohl nicht mehr lange unter seiner Aufsicht. Karl und Rudolf nehmen ihn dagegen mehr in Anspruch, erwecken aber auch größere Erwartungen. Seine Stellung im Hause wurde nun eine freiere, er hatte Herrn Steiger gebeten, eine Einrichtung zu treffen, die ihm mehr freie Zeit zum Selbststudium übrig ließ, und dieser war bereitwillig darauf eingegangen. In dem Betrieb des Hauses merkte man einige Einschränkung, aber die großen politischen Veränderungen hatten der Familie bis jetzt wenig zugesetzt, ein angefangener Bau in Märchligen, um der anwachsenden Familie Raum zu schaffen, ging ruhig weiter. Herr Steiger hatte sich geäußert, es sei zwar jetzt alles unsicher, aber, wenn man nicht ge-

radezu die Einzelnen aussauge, so werde er es länger aushalten können, als mancher andere. So blieb denn Herbart auch ferner in der Familie, fühlte aber doch nach und nach, daß die Stimmung des Hausherrn durch den Ernst der Zeiten eine andere geworden war. Im Herbst 1798 wurde in Bern für die Opfer des Aufstandes in Nidwalden großartig gesammelt, Herbart folgt wohl nur der allgemeinen Meinung, wenn er schreibt: „Die Unterwaldner leiden demütig die geglaubte Strafe der Gottheit dafür, daß sie vor der Revolution den Bernern nicht thätig genug Hülfe geleistet haben. Daran soll indessen hauptsächlich Luzern's Beispiel Ursache sein, dem die kleinern katholischen Kantone zu folgen gewohnt waren." Die gesammelten Summen wurden durch eine Abordnung überbracht, an deren Spitze Fellenberg stand.

Bei Herrn von Steiger selbst waren die Ereignisse des Jahres doch nicht ohne Folgen vorübergegangen „Die Revolution, die er so trefflich ertrug, so lange er darunter litt, scheint jetzt, da er nicht leidet, eine Leidenschaftlichkeit in ihm zurückgelassen zu haben, von der ich nicht weiß, ob ich mich immer damit vertragen werde[1])." In der That wurde Altlandvogt Steiger ein immer heftigerer Gegner der neuen Ordnung, je länger diese dauerte. Im Mai 1799 war er Mitglied des Neuenburger Komite's, das eine Gegenrevolution gegen die helvetische Regierung vorbereitete. 1802 bei der Krisis, die den Sturz der letzteren einleitete, war er in Holland thätig. Nach der Mediation 1803 kam er wieder in den großen und den kleinen Rat, in welch'

[1]) Herbst 1798 an Rist, b. Ziller Herb. Rel. 88.

letzterem er das Haupt der Altgesinnten wurde. Als diese ihr Ziel nicht erreichten, gab er 1804 die Ratsstelle auf. 1813 war er wieder eines der Häupter, die im Dezember plötzlich die Mediationsregierung zur Abdikation zwingen und die alte Verfassung wieder einführen wollten. Er versammelte die Überbleibsel von Räth und Burgeren beim Distelzwang. Als diese Partei mit Hülfe der Alliirten wirklich zur Herrschaft gelangte, glaubte man, er werde Schultheiß oder wenigstens Seckelmeister werden. Er kam aber nur in den kleinen Rat 1814 und gab diese Stelle in den zwanziger Jahren wieder auf. Er starb 1832, am 12. September, auf dem Landgut seiner Tochter zu Kiesen[1]).

Diese Wandlungen machte Herbart nicht mehr mit, er sah nur die Anfänge. Seine Abneigung gegen die Politik hätte ihm das Verständnis dieser Thätigkeit seines verehrten Vorbildes erschwert oder unmöglich gemacht. Sein Beruf war die Wissenschaft, und was er der Philosophie leisten sollte, hat seine Anfänge schon damals genommen. Die ersten Grundlagen des großartigen Gedankenbaues legte er, als er im Kanton Bern weilte.

5. Die Anfänge des eigenen Systems. — Der Freundeskreis. — Abschied von Bern.

Seitdem Herbart sich durch eine andere Einrichtung seiner erziehenden Thätigkeit mehr Zeit zu eigenem Studium verschafft hatte, reifte die philosophische Gedankenarbeit, der er sich hingab, immer mehr heran. Es geht aus den Mitteilungen der Freunde und

[1]) nach v. Stürler, Berner Geschlechter, s. oben S. 15.

aus seinen eigenen deutlich hervor, daß der Aufenthalt in Bern in dieser Beziehung eine sehr fruchtbare Periode war. Sein Jenaer Studienfreund Böhlendorf, der ebenfalls Hauslehrer in einer Berner Familie war, schreibt an Rist, der damals als Sekretär des Ministers Grafen Schimmelmann in Dänemark weilte, am 10. November[1]) 1898: „Herbart hat sein System gefunden. Lache nur nicht; es ist sehr ernstlich gemeint. Ich bin zwar selbst noch keinem philosophischen System zugethan, aber dennoch könnte es leicht sein, daß ich und Steck, die wir beide eine Stunde wöchentlich Herbart philosophieren hören, von dem neuen Propheten besiegt würden. Daß es kein System, wie von Reinhold, Kant, Fichte, Schelling — sondern eine ganz andere Art von Systemen sei, kann dich schon seine Entstehung lehren. Fichte hat die Wissenschaftslehre zuerst im Traume gesehen; Herbart hingegen — nachdem er sich durch Fichtes und Schellings, Kants Systeme hindurch gearbeitet, Chemie, Mathematik als schwere Steine langsam vor sich hergewälzt, und mit einer gewissen selbstbewußten Macht in der Welt um sich her gesehen, dann in sein eigenes Herz zurückgesehen, entstand das seinige in dem anmutigen Wäldchen von Enggistein[2]) unweit

---

[1]) Ziller, Herb. Rel. 87. — Der Brief trägt zwar das Datum vom 10. Dezember, es muß jedoch November heißen, wie aus dem sofort zu erwähnenden Briefe Stecks an Fischer vom 28. Oktober klar hervorgeht. Ziller hat S. 88 den Irrtum bemerkt, jedoch nicht sicher zu heben vermocht.

[2]) Böhlendorf schreibt Engistein, in den gedruckten Werken Herbarts steht sogar Engisstein. Es ist das kleine Bad Enggistein in der Gemeinde Worb, von Märchligen nur etwa 1½ Stunden entfernt und etwa 1 Stunde von Höchstetten.

Höchstetten, wo er drei Wochen eremitisierte; und ein solches System, in der freien Natur entstanden, verschmäht die Anhänglichkeit freier Naturen nicht. Wir selbst sind selbstredend jetzt nur noch im Vorhofe begriffen; wenn wir ins innere Heiligtum gelangen, so soll Dir das Deinige nicht vorenthalten werden, u. s. w." Herbart selbst fügt hinzu: „was ich gearbeitet, hat Dir Böhlendorf richtig angegeben, wenn Du statt eines Systems einige erste Punkte davon denkst, deren Unrichtigkeit ich bei weiterem Auszeichnen noch nicht gefunden habe. Mir wäre das an sich noch nicht der Rede wert gewesen, und Du wirst es hoffentlich keiner weiteren Rede wert halten. Kaum kann es bis jetzt die Freunde interessieren, deren mündliches Urteil mich berichtigen kann."

Über diesen für Herbarts Philosophie so fruchtbaren Aufenthalt in Enggistein läßt sich aus den Briefen von und an Steck noch einiges weitere entnehmen. Herbart hatte, wie schon bemerkt, Ende Juni mit Herrn Steiger, in Folge der an ihn ergangenen Anfrage aus Oldenburg[1]) das Abkommen getroffen, daß er in seiner Stelle bleiben wolle, jedoch etwas mehr freie Zeit und namentlich im Jahre 6 Wochen Ferien beanspruchen dürfe. Von der erteilten Erlaubnis wird er nun alsbald einigen Gebrauch gemacht haben. Der Aufenthalt in Enggistein fand Ende Juli und im August 1798 statt; öfter besuchte Herbart von da aus den im nahen Höchstetten im Pfarrhause seines Vaters weilenden Freund Fischer, der darüber am 26. Juli, 4. August, 8. August an Steck berichtet, am 29. Juli kamen Steck und Fischer

---

[1]) s. oben S. 38.

mit Herbart, Böhlendorf und Muhrbeck in Worb zusammen u. s. w. Von einer Krankheit Herbarts[1]), für die er in Enggistein eine Kur gebraucht hätte, ist in den Briefen nirgends die Rede.

Die Mitteilung Herbarts über seine Gedankenarbeit an die Freunde wird von Steck gleichfalls erwähnt; so schreibt er an Fischer, der seit Anfangs Oktober als Sekretär im Ministerium Stapfers in Luzern arbeitete, am 28. Oktober 1798: „Herbart habe ich seit 9 Wochen heute wiederum zum ersten Male gesehen .... er ist äußerst fleißig, hat die ganze Analysis des Endlichen im Kästner durchgemacht und geht nun an die des Unendlichen. Es ist unter uns verabredet, zwei Abende der Woche philosophischen Arbeiten zu widmen, er will seinen Grundriß der Wissenschaftslehre vortragen, und nebenbei werden wir Fichtes Moral und Naturrecht kritisch durchgehen." Der Aufenthalt in Enggistein war für Herbart in der That die Periode, in welcher er die eigentümlichen Gedanken seines Systems zuerst scharf durchdachte und in Zusammenhang brachte, und die Erinnerung daran hat sich bei ihm noch lange lebendig erhalten. Noch im Juli 1802 schreibt er aus Göttingen, wo er sich nun habilitiert hatte, an Gries in Jena: „Was ich hier in Göttingen suche? In Ermangelung meiner verlorenen, noch oft zurückgewünschten Hauslehrerstelle in Bern — suche ich hier ein Katheder. Nicht für eine neue Philosophie — sondern für einen — womöglich bessern und bildenderen Gebrauch der alten — aliter: ich suche einen Platz, der mir Erwerb gebe, denn der ist meine Pflicht, wie mein Bedürfnis

[1]) wie Dix, Jahrb. für wissensch. Pädagogik 1870, 245 annimmt.

und zugleich eine weitere Mitteilung dessen, was mir am Herzen liegt, und was ich nicht länger darin zu verschließen nötig finde.

„Meine philosophische Muse wird sich zwar wohl an der Leine ebensowenig gefallen, wie an der Saale und Weser; sie scheint an den kleinen Bach zu Enggistein, wo ich ihr im Grunde zuerst begegnete, gebannt zu sein. Dort werde ich vielleicht irgend einmal — wer weiß wann? — sie wieder aufsuchen müssen. Aber sie ist auch nicht für's Volk u. s. w." —

So ist denn das Wäldchen beim Bade Enggistein der Geburtsort des Herbart'schen Systems der Philosophie, und er scheint die Gedanken, die ihm dort in der freien Natur aufgingen, auch an Ort und Stelle, wahrscheinlich im Badehause, schriftlich fixiert zu haben, denn der in den sämtlichen Werken (Ausgabe von Kehrbach I 96—110) abgedruckte „erste problematische Entwurf der Wissenslehre" trägt das Datum: Engisstein, Ende August 1798.

Auch das folgende Jahr 1799 brachte Herbart noch ganz in Bern zu und lebte sich immer mehr in seinen Beruf ein. Mit Karl Steiger knüpfte sich das Verhältnis noch inniger und wurde zur Freundschaft. Indessen machten nun doch mehrere Umstände sein baldiges Scheiden von Bern wünschenswert. Seine Mutter war erkrankt, und es war möglich, daß sie des Sohnes bald bedurfte. Es trat in ihrem Verhältnis zu Herbarts Vater die innere Verstimmung mehr und mehr hervor, die dann auch bald zur äußeren Trennung führte. Frau Herbart war, bei allen ihren geistigen Vorzügen und ihrer starken Liebe zu ihrem Sohn, doch

im Grunde keine gesunde Natur. Ihr „männlicher Charakter" ließ ihr das Verhältnis zu ihrem Gatten, der nur seinem juristischen Berufe lebte und für ideale Ziele kein Verständnis hatte, mehr und mehr als ein unwürdiges erscheinen. Sie trennte sich von ihm und ging, obwohl sie, nach ihrem eigenen Zeugnis, schon eine alte, häßliche Frau war, mit einem geistig lebendigeren Manne, einem gewissen Dr. Harbaur, nach Paris, wo sie 1803 gestorben ist. Diese Schicksale warfen ihren Schatten voraus und machten Herbart, der beide Eltern herzlich liebte, besorgt und unruhig. Er hätte gerne in diese Verhältnisse heilend eingegriffen, aber er vermochte es nicht und litt schwer darunter. Die Trennung der Eltern führte dann zu einem ärgerlichen Prozeß wegen Auseinandersetzung der Vermögensangelegenheiten. Herbart schrieb an Steck am 1. März 1801 aus Bremen: „Ich hätte Dich längst zum Glückwunsch, zur Mitfreude aufgefordert, könnte ich Dir rühmen, daß ich meinen Eltern — auch nur einem von beiden, Hülfe und Freude gebracht hätte. Der Prozeß ist nicht vermieden, er dauert noch — und wer weiß wie lange! Meine Mutter hat, nach ihren letzten Briefen, den Schein der Gesundheit; nicht die Gesundheit selbst. Sie schreibt dies einem hiesigen Freunde, nicht mir. Unser Briefwechsel ist abgebrochen, kein Wort ist mehr sicher, unversehrt zum Herzen seinen Weg zu finden. — Ich gedenke der traurigen Pflicht gegen mich selbst, meinen eigenen Frieden zu bewahren. Die Ueberzeugung habe ich davon getragen, daß weder sie noch er mit mir übereinstimmen können."

Nächst diesen trüben Ereignissen, die sich vorbereiteten, machten noch andere Umstände Herbart den

Wechsel seiner Stellung wünschenswert. Er strebte nach einem philosophischen Lehrstuhl als höchstem Ziel seiner geistigen Anstrengung, eine Hauslehrerstelle konnte, so angenehm sie war, doch nur ein Durchgangsstadium dazu sein. Die eigene schöpferische Thätigkeit verlangte mehr und mehr volle Unabhängigkeit von andern Pflichten.

Auch in seinem Freundeskreise hatte viel Wechsel stattgefunden. Fischer hatte seine Stellung bei Stapfer aufgegeben und suchte in Burgdorf eine Art von Lehrerseminar in's Leben zu rufen, mit unzureichenden Mitteln und ohne rechte Unterstützung der helvetischen Regierung und darum ohne dauernden Erfolg und unter tiefen seelischen Leiden. Er starb dann schon im Frühjahr 1800. Steck lebte, nachdem er aus seiner Stellung als Generalsekretär des helvetischen Direktoriums durch den französischen Kommissär Rapinat entfernt worden war, in Moosseedorf bei Bern auf dem Lande und war für Herbart schwer zu erreichen. Nur mit Albrecht Zehender, mit dem Herbart durch die beiden genannten Freunde sehr vertraut geworden war, dauerte im Winter der Verkehr fort, und in seinem Hause fand Herbart die liebste Erholung.

Die mit ihm gekommenen Deutschen, die ebenfalls Hauslehrerstellen übernommen hatten, waren größtenteils wieder abgereist. Böhlendorf aus Kurland hatte seine Stelle, zuerst bei Herrn v. Wattenwyl in Bursinel bei Rolle, dann bei der Familie Sinner von Wiflisburg, aufgegeben und war, nachdem er eine Weile privatisiert hatte, im Frühjahr 1799 nach Deutschland zurückgekehrt. Er kam später in Bremen, bei Smidt, wieder mit Herbart zusammen, aber es gelang ihm

nicht, eine feste Thätigkeit zu erringen. Er war ein begabter Dichter und verbreitete Sinn für Poesie auch in jenem Berner Kreise. Goethes Hermann und Dorothea las er als Neuigkeit in Zehenders Hause vor. Er fügte sich aber weniger leicht als Herbart in die Berner Verhältnisse, und im Gegensatze zu jenem stand er politisch mit seinen Sympathien bei der Opposition. Steck schreibt am 22. September 1798 an Fischer: „Wenn Du Deine Arbeit über die National-Erziehung[1]) fortsetzest, so wünschte ich, daß du dein Publikum aufmerksam machtest auf den Nachteil, den die alten Formen unserer Bildung gethan haben, wie sie alles Höhere, Selbständige im Menschen ertödtet haben, wie eine Regierung, die so ganz mechanisch gewirkt, alles was sie umgab zu Maschinen formte. Böhlendorf hat in seiner Schrift den Geist derselben mit wenigen Zügen trefflich geschildert." Böhlendorf ließ dann später eigene dramatische Versuche im Druck erscheinen: das Trauerspiel Ugolino Gherardesca, Dresden 1801, das er Steck widmete, und die dramatische Idylle Fernando oder die Kunstweihe, Bremen 1802.[2]) Diese Versuche zeugten von Talent, wurden aber von scharfen Kritikern übel behandelt und brachten den Verfasser nicht vorwärts. In Bremen hielt er dann, an Smidt's Stelle tretend, Vorträge über Geschichte für

---

[1]) Eine Abhandlung von Fischer „über den Nationalgeist" u. s. w. wird von ihm am 17. Sept. 1798 an Steck gesandt zur Uebermittlung an den Minister Stapfer. Ob sie gedruckt wurde, und wo, vermag ich nicht zu sagen; im helvetischen Volksblatt steht sie nicht.

[2]) Auf eines dieser Dramen bezieht sich vielleicht das ungünstige Urteil Steffens, in: „Was ich erlebte", IV, 385.

ein Damen-Publikum, hatte aber damit nicht denselben Erfolg, wie jener. Dann gab er auch ein Taschenbuch von Bremen und Oldenburg heraus, für das er auch die Berner Freunde um Beiträge ersuchte. Seine Verhältnisse verschlimmerten sich immer mehr, vergebens suchte er wieder eine Hauslehrerstelle in Bern zu bekommen. Sein letzter Brief an Steck vom 10. Juli 1803 aus Kiel ist in Verzweiflung geschrieben. Die Freunde sandten ihm wohl Hilfe, an der sich auch Hr. von Wattenwyl beteiligte, konnten aber sein Schicksal nicht mehr wenden; er starb, wie Smidt berichtet, jung im Irrenhause.

Der andere Freund Herbarts, der mit ihm nach Bern gekommen war, Dr. Muhrbeck aus Greifswald, hatte im Pfarrhause zu Höchstetten bei der Familie Fischer Aufenthalt genommen. Er bemühte sich, den Geist des Hauses, das mehrere Töchter zählte, auf eine höhere Bildungsstufe zu heben, was ihm lebhafte Dankbarkeit eintrug. Er war auch musikalisch und lehrte die Fischer'schen Töchter Klavier spielen, wozu Herbart einen Flügel besorgte. Herbart selbst war musikalisch außerordentlich begabt, er spielte nicht nur trefflich Klavier, sondern machte auch Versuche in eigener Komposition. Man kann sich denken, daß diese vielseitige Begabung der deutschen Freunde zur Belebung des Kreises bedeutend beitrug. Muhrbeck ging aber schon im Herbst 1798 nach Paris und erhielt dann eine philosophische Professur in Greifswald.

Mit dem Abgang von Böhlendorf und Muhrbeck wurde der Kreis kleiner, es kam auch wieder neuer Zuzug, aber es waren eben nicht die alten Freunde. Zu Anfang 1799 kam Eschen, aus Eutin, ein Philologe

und Schüler von Voß, der in Jena der Gesellschaft angehört hatte, in die Schweiz und wurde Hauslehrer bei Herrn von Wattenwyl von Montbenay in Montelier bei Murten und dann bei der Familie Frisching in Rümligen. Von ihm erschien im Sommer 1800 eine Uebersetzung des Horaz. Ein anderer Deutscher, Ziemssen aus Greifswald, war an Böhlendorfs Stelle bei den Sinner von Wiflisburg getreten. Dieser trat namentlich in freundschaftliche Beziehungen zu Pestalozzi und wurde dann nach seiner Rückkehr Pastor in der Nähe von Greifswald und Vorsteher eines in pestalozzischem Geiste geleiteten Erziehungsinstitutes.[1]) Eschen hatte ein weniger freundliches Schicksal. Im Sommer 1800 unternahm er Ende Juli mit Ziemssen eine Gletscherreise, auf der er in einer offenen Gletscherspalte des Montblanc-Gebietes seinen frühen Tod fand. Darüber schreibt Schiller an Goethe[2]) am 5. September 1800: „Der arme Eschen, Voßens Schüler, den Sie als Übersetzer des Horaz kennen, ist im Chamouni-Thal verunglückt. Er glitschte im Steigen aus und fiel in einen Abgrund, wo er unter Schneelawinen begraben wurde und nimmer zum Vorschein kam. Es thut mir sehr leid um den armen Schelm, daß er auf

[1]) Die Nachrichten über Ziemssen verdanke ich Hrn. Prof. O. Hunziker in Zürich. — Ueber Böhlendorf finde ich nachträglich in Goedeke's Grundriß (1. Aufl. IIIa 200) noch einige weitere Angaben. Casimir Ulrich B. wurde 1775 zu Mitau geboren; nachdem er in Deutschland gescheitert war, ging er nach Kurland zurück und zog dort als immer weniger gern gesehener Gast auf den Edelhöfen und Pfarren umher, bis er sich 1825 erschoß.

[2]) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe Nr. 762. — vgl. auch Gries' Leben 46. —

eine so jämmerliche Art aus der Welt gehen mußte". Ein Denkmal am Ufer der Arve soll sein Andenken wach erhalten haben. Aus diesem Kreise haben auch die Fellenbergschen Anstalten in Hofwyl viele Förderung erhalten. Herbart und seine deutschen Freunde wurden durch ihre Berner Bekannten auch mit Fellenberg in Beziehungen gesetzt, und es spinnt sich noch lange ein Verkehr durch Bezug von Lehrern für Hofwyl aus Deutschland und dem Herbart'schen Kreise weiter.

Herbart selber dachte schon im Herbst 1799 an die Rückkehr nach Deutschland, und die Familie Steiger ließ ihn Ende des Jahres, wenn auch ungern, ziehen. Eschen und Ziemssen übernahmen einstweilen den Unterricht der Steiger'schen Knaben, bis der neue Lehrer, den Herbart suchte, eingetroffen sein würde. Es war ein Herr Segelken aus Bremen. Sein Scheiden wurde sehr bedauert. Karl Steiger schreibt in seinen Aufzeichnungen von 1799: „Alle diese großen und kleinen Ereignisse hatten indessen den Studien keinen Eintrag gethan. Allein als eben alles im besten Zuge war, wurde unser vortrefflicher Lehrer Herbart unglücklicherweise Ende des Jahres 1799 nach Hause berufen, was besonders auf mich wie ein Donnerschlag wirkte. Er blieb jedoch in fortwährendem Briefwechsel mit mir und suchte aus der Ferne auf meine Bildung einzuwirken. Ich mußte ihm mathematische Aufgaben lösen und Aufsätze über Werke von Plato, Xenophon, Plutarch, Herodot und anderen Klassikern zusenden. Pestalozzi kam oft zu Herbart. Nach des letzteren Abreise brachte ich ihm nach Burgdorf einen schriftlichen Aufsatz desselben, wo ich aufs freundschaftlichste aufgenommen wurde und den ganzen Tag zubringen mußte."

Die Verbindung zwischen Herbart und Pestalozzi, die hier erwähnt wird, beruhte auf gegenseitiger Hochschätzung. Auch Herbart hielt viel von dem großen Reformator der Erziehungslehre, und noch bei seiner Abreise wollte er den Weg über Burgdorf nehmen zu einem Abschiedsbesuche. Pestalozzi bedauerte sehr sein Scheiden aus der Schweiz. Herbart berührte sich mit ihm durch das Eingehen auf pädagogische Probleme, und zwei der ersten Schriften, die er dann in Deutschland veröffentlichte, behandeln in dieses Gebiet einschlagende Fragen. Es sind die vor drei jungen Frauen und Müttern in Bremen gehaltenen Vorträge: über Pestalozzis neueste Schrift, wie Gertrud ihre Kinder lehrt, und die Abhandlung: über Pestalozzis Idee eines A. B. C. der Anschauung. So versuchte Herbart, was Pestalozzi praktisch übte, auf richtige wissenschaftliche Grundlage der Psychologie zu stellen.

Am 6. Januar des Jahres 1800 schied Herbart von Bern. Er kehrte über Straßburg, Frankfurt und Jena nach Oldenburg zurück, setzte sich aber dann in Bremen fest, wo sein Freund Smidt lebte. Im Frühjahr 1802 habilitierte er sich an der Universität Göttingen, erhielt dort 1805 eine außerordentliche Professur, wurde dann 1809 nach Königsberg berufen und kehrte erst 1833 als Professor nach Göttingen zurück, wo er am 14. August 1841 starb. Seine Vaterstadt hat ihm 1876 ein Denkmal errichtet. Seine Philosophie hat Schule gemacht und steht heute noch in hohem Ansehen. Er war unbedingt einer der schärfsten Denker, die Deutschland hervorgebracht hat, und wenn auch die Anwendung der Mathematik auf die Psychologie nicht die Früchte gebracht hat, die seinerzeit davon erwartet

wurden, so ist doch namentlich die Pädagogik durch ihn wissenschaftlich gefördert worden und zählt ihn noch heute zu ihren Bahnbrechern.

In den Briefen, die von seinem Aufenthalt in Bern Kunde geben, lernen wir ihn von seiner anziehendsten Seite kennen. In späteren Jahren hatte sein Wesen oft etwas kaltes, zurückhaltendes, worüber z. B. Gries einmal klagt. Aber in seinen Jugendbriefen und in seinem Verhältnis zu den Zöglingen, die ihm anvertraut waren, erscheint er durchaus als ein warmherziger, liebevoller Mensch und Freund, dem freilich alles Unedle in den Tod verhaßt ist. Allen, in deren Nähe er damals kam, gewann er die höchste Achtung ab. So schreibt Steck am 7. April 1801 an Zehender, der ihm einen Brief Herbarts mitgeteilt hatte: „Habe Dank für die Sendung der Beilage von Herbart, ein Wort der Erinnerung von ihm dem Unvergeßlichen, der Krone unsrer deutschen Freunde, hat mich sehr gefreut."

Andrerseits wird auch die Arbeit dieser jungen, hochbegabten Deutschen, die vor hundert Jahren in mehreren Berner Familien die geistige Bildung des heranwachsenden Geschlechtes beeinflußten, nicht vergeblich gewesen sein, sondern Keime in fruchtbaren Boden gesenkt haben, aus denen eine Ernte erwachsen konnte.